

denen die Welt nicht eindringen kann. Sie gehen herum und entdecken Wunder über Wunder. Die Müllersleute sind voll Zartgefühl und lassen die „Geretteten“ ihrer Wege ziehen. Die Müllerin hat von den vierzehn Toten berichtet, da wurde die Frau gleich weiß, und der Mann muß sie stützen und in das Gärtchen führen, an dem so still, so säuf-tigend der Mühlbach vorbeifließt. Da sitzen sie nun aneinandergeschmiegt und sprechen allerhand.

„Wie heißt du denn? Wie soll ich dich nennen?“

„Nein, nicht — keine Namen.“

„Ja, du hast recht. Einzige, Einzige. Nichts soll bis zu uns kommen von draußen.“

„Draußen — hörst du andern Men-schen — du?“

„Niemandem. Ich gehöre nur dir.“

„Wie lange?“

„Immer. Immer. Und du? Ich muß dich fragen: Hast du einen Mann? Hast du Kinder, die du liebst — und die dich mir wegnehmen werden?“

„Nein. Nichts. Ich bin allein.“

Nun, das sind Worte. Sie berauschen und reißen in Abenteuer hinein. Man verleugnet Familie und Braut, Tochter und Enkel und weiß es nicht einmal. Es ist einer von den Tagen, wie jedes Leben sie nur einmal hat, so erfüllt, so glücklich, so ohne Rest und Wunsch. Sie wandern herum, sie finden den Wald, die Wiesen, beblumte Feldraine, schat-tigen Bachrand, die kleine Madonna in der Dorfkirche, den verträumten Friedhof mit seinen stillen Hügelchen. Die Landschaft wird eine große, entzückende Bühne, auf der sich die Geschichte ihrer Liebe abspielt.

„Erzähle mir von dir. Wie bist du, wie war dein Leben bis heute?“ fragt die Frau.

„Mein Leben, mein Gott, mein Leben! Siehst du dort den Ackergaul? Er zieht den Pflug. Eine Furche hin, eine Furche zurück. Und jede Furche muß schnur-gerade sein und eine immer genau wie

die andere. Da hast du mein Leben. So war es — bis heute,“ antwortete der Mann. „Und du — wie hast du gelebt?“

„Ich? Ach, ich bin nur — eine Biene. Weißt du wie Bienen leben? Ich habe davon gelesen. Die Biene arbeitet, arbeitet, arbeitet. Sie ist nie müde, sie tut ihre Pflicht. Aber es ist etwas Schreckliches und Geheimnisvolles mit den Bienen: sie haben kein Geschlecht. Das ist es, siehst du! Nur eine einzige von ihnen ist Frau. Die darf einmal im Jahr auffliegen und schwärmen. Die ist Königin . . .“

„Du Liebe, wie du das erzählst —“

„Ja. Heute bin ich Königin,“ flüstert die Frau leise und legt ihr Gesicht in seine Hände.

Das ist vormittags, auf der Waldlich-tung, daß sie so sprechen. Es duftet ganz fein, nach besonnten Lärchen und nach Heckenrosen, die nächstens aufblühen werden. Sie gehen heim, sie machen einen Bogen um das Dorf, wo die andern „Geretteten“ mit übernächtigen Gesich-tern vor den Häusern stehen und über verlorenes Gepäck und versäumte Zeit jammern. Sie selbst sehen mitgenommen aus, die Kleider zerrissen, versengt, be-schmutzt, die Gesichter blaß, die Augen fieberhaft. Aber ihre Verletzungen spüren sie nicht mehr. Beim Mittags-essen müssen sie den Müllersleuten ein wenig von der Katastrophe berichten, das regt auf und macht müde. Nachher gehen sie hin und lassen sich in einem kleinen Kahn das Flüßchen hinunter-treiben, immer unter dem Schatten der überhängenden Erlen und Weiden hin. Jetzt sind sie schon weiter gekommen in ihren Gesprächen. Jetzt wird schon von der Zukunft geredet, von dieser nebel-haft drohenden Zukunft, die heute oder morgen beginnen wird — sobald die Züge wieder verkehren.

„Ich wollte, daß nie mehr, nie mehr ein Zug hier in die Nähe käme. Daß man uns ganz vergißt. Daß es immer so bleibt wie heute —“ sagt die Gru-sinskaja.“

Fortsetzung auf Seite 122